

Katharina Stein: Der Rest ist Schweigen

Die Stadt ist hier eine andere. Mehr New York oder London als Berlin, mit Glasfassaden, die das reflektierte Licht der Spree zurück in den Himmel werfen, mit pompösen Firmenlogos und sandsteinfarbenen Bürobauten, die entlang der Hauptstraße Spalier stehen. Musik weht vom Mercedes-Platz und erinnert daran, dass hier Arbeit und Vergnügen behaupten, deckungsgleich zu sein, dass hier der Ort des Fortschritts und der Visionen ist. Dass hier Berlin ein bisschen *cosmopolitan* ist, ein bisschen *progressive*, ein bisschen dem Rest der Welt voraus.

Ich halte oft auf eine Pizza an, da, wo sich die Mauern und Parkplätze zu einer weitläufigen Flussterrasse öffnen, wo Straßenmusik zum Konzert wird im imposanten Licht der untergehenden Sonne, wo die Jungen und Erfolgreichen sitzen, mit Startupjobs, getrimmten Bärten und knallbunten Lidstrichen und mit Pronomen auf den Firmenausweisen, die sie vergessen haben, abzunehmen. Sie sind ohnehin zur zweiten Haut geworden.

Ich bin nicht wie sie. Aber Blick, Musik und Pizza ziehen mich in ihren Dunstkreis. Ich fange Fetzen ihrer englischen Gespräche auf, über Rols und Marketingkampagnen, über möbliertes Wohnen und den nächsten Trip nach Barcelona, über *conscious living* und *sustainability*, mit etwas im Ohr, das irgendwann einmal ein Nirvana-Song gewesen ist.

Die Geschichte, die mich mit diesem Ort verbindet, lässt mich nicht los. Ein alter Jazzsong, mit Synthesizer und E-Gitarre in die Gegenwart gezerrt, hält die Erinnerungen wach.

Vielleicht ist es Zeit, zu erzählen, von mir und von den anderen, von dem, was uns erst zusammengebracht, dann zersplittert hat.

Ich klappe meinen Laptop auf; das leere Word-Dokument flackert vor mir und wiegt schwer auf meinen Knien.

Die Worte wollen nicht heraus. Ich kann noch immer nicht die Wahrheit sagen, auch nach all der Zeit nicht. Ich gehe die gleichen Wege, esse die gleiche Pizza, und doch kann ich eines noch immer nicht aussprechen: *Wir sind alle schuldig*.

Also werde ich stattdessen eine Geschichte schreiben, mit falschen Namen und falscher Würde. Wir wollten allen anderen voraus sein, waren besessen und ruhelos, ohne die Konsequenzen zu begreifen. Wenn ich eine Geschichte schreibe, kann ich uns Sinn geben.

Langsam löse ich die Fäuste von den Kanten des Laptops, strecke die Finger Richtung Tasten, berühre die ersten Buchstaben.

Es beginnt an einem Sommerabend.

Es beginnt an einem Sommerabend. Der Beton atmet Hitze aus und die Menschen quetschen sich zusammen auf den wenigen Schattenplätzen der Cafés, schwitzige Rücken an die Fensterrahmen gelehnt, geeisten Kaffee in den Händen. Nur so lässt es sich ertragen, wenn die Schwüle eine Glocke über die Stadt legt und die Menschen niederdrückt, die Bewegungen schwer und den Geist träge macht.

Der Mann ist erst in diesem Sommer nach Berlin gekommen, doch das sieht man ihm nicht an. Alles an ihm passt sich an, passt sich ein in die Welt, die er betreten hat: Sorgfältig unsorgfältige Frisur, Markensonnenbrille, Leinenhemd, Fixie. Er weiß, wohin er geht, weiß, in welche Szene er gehört. Er kennt die richtigen Clubs und die passenden Cafés, weiß, wo er Anglizismen und Ironie in seine Sprache streuen muss.

Seine Zielstrebigkeit lässt ihn sicher durch den Strom der Menge schwimmen, hin zu einem Restaurant in einer

Nebenstraße – innen Beton, außen massive Holzbänke, die Kellnerin italienisch und mit vier Lippenpiercings – als hätte er schon immer hierhergehört, als wären diese Straßen seine Straßen, als hätte er allein kraft seines Willens diesen Teil der Stadt errichtet.

Er ist verabredet mit einer Frau, die schon auf ihn wartet, und die beiden begrüßen sich mit Wangenkuss, setzen sich gegenüber und verstecken gekonnt, wie sehr sie Rückenlehnen vermissen.

Er stellt sich als Jay vor, sie sich als Jordan, und sie wechseln zwischen Deutsch und Englisch hin und her, bis die Dunkelheit sich über ihren Abend legt. Sie baden im warmen Licht der blanken Glühbirnen von drinnen, in der nie ganz dunklen Nacht Berlins, und sicher gehen sie an diesem Abend gemeinsam nach Hause – zu dir oder zu mir? – weil es sich eben so gehört in der Kette der Ereignisse: Tinder, Restaurant, ein bis drei Bars, die Wohnung, die am nächsten liegt.

Die Blicke der Passanten gleiten an den beiden ab: Ein formvollendetes Szenepaar, angepasst-individuell, zielstrebig, mit Wohnungen am Rosenthaler Platz oder der Schönhauser Allee. Aber eine genaue Beobachtung zeigt die Lücken der Erzählung: Jordans Schmuck ein wenig zu konservativ, die Schuhe zu schick, zu bemüht für ein erstes Date und mit Absätzen, die sich im Pflaster verhaken; die Art, wie Jay sich das Haar zurückstreicht, eben doch nervös, obwohl doch alles zwanglos sein soll, da waren sie sich einig; das kleine Schlucken, das Jordan unterdrückt, als sie die Preise für Craftbeer in Bar Zwei sieht. Aber so genau schaut niemand hin in dieser Stadt.

Das Gefühl zwischen ihnen überlebt den nächsten Morgen nicht. Sie haben einander ein Willkommensgeschenk gemacht und sie werden in Kontakt bleiben, doch so wie in dieser ersten Nacht wird es nie wieder sein zwischen ihnen.

Sie treffen sich einmal im Monat, um gemeinsam zu essen, tauschen Geschichten und Entdeckungen aus, und Jordan lässt sich in irgendeiner Küche auf irgendeiner Hausparty die dichten schwarzen Locken abschneiden. Dass sie es am nächsten Morgen bereut, wird sie niemandem verraten. Nachwachsen lässt sie sie trotzdem nicht.

Hier zu sein, mit einer Firma und einem Traum und Menschen, die zwischen Angestellten und Freunden changieren, reicht nicht aus, um Jay Ruhe zu schenken. Wenn er in den Samstagnächten nicht selbst loszieht, strömen die Menschen durch sein Treppenhaus, schleppen sich Stufe um Stufe in den fünften Stock und tauchen dort in eine Welt der Beats und Drinks ein – eine Welt der geteilten Joints und geteilten Eskapaden, eine Welt des Loslassens und des Vergessens, zumindest für eine Nacht.

Jay selbst steht am Rand, nüchtern und ernst, und lässt seinen Blick wohlwollend über die Menge wandern. Sie sind seinetwegen hier, versichert er sich, allein seinetwegen, auch die, deren Namen er nicht kennt. Und das Gefühl, das spürt auch er, darin kann er für ein paar Stunden verloren gehen. Es ist der einzige Rausch, den er sich selbst erlaubt.

Auch Jordan schaut an manchen Abenden vorbei. Wie ein Geist taucht sie inmitten der Gäste auf, wandert ruhelos von Gruppe zu Gruppe, zieht gelegentlich an einem Joint, hält es nie länger als fünf Minuten bei den gleichen Menschen aus. Wenn sie die Wohnung einmal abgelaufen ist, bleibt sie noch eine Weile bei Jay, in kameradschaftliches Schweigen gehüllt, bis ihr Drink leer ist und sie keinen Grund mehr hat zu bleiben. Dann wirft sie einen letzten Blick in die Runde und geht.

Ein Bild: Zwei Männer, einer im schwarzen Anzug mit roter Krawatte, einer in Jeans und leichtem Sakko, zwischen ihnen

ein massivweißer Schreibtisch in einem massivweißen Büro, ihre Silhouetten beleuchtet von der Mittagssonne, gegen die die automatisch verdunkelnden Scheiben nicht ankommen. Kunst an der Wand, geschmackvoll-abstrakt-unpersönlich, und davor die Männer, für einen Moment eingefroren in einem Handschlag über Vertragsunterlagen, joviales Lächeln auf beiden Gesichtern. Man ist sich einig: Geld gegen Anteile, ein Risikogeschäft, das sich nicht wie ein Risiko anfühlt. Man spricht vom *next big thing*, von *user analysis* und *monetization*, und man spricht die gleiche Sprache dabei.

Die Männer werden am Ende der Szene keine Freunde sein, doch sie werden sich von nun an so verhalten, als seien sie unzertrennlich – ein Team, eine Familie, eine Einheit, geschmiedet aus Kontozahlen und Businessplänen.

»Ich danke Ihnen, Mr. Gatsby«, poltert der Mann mit der Krawatte und sein Adamsapfel schiebt sich mit jedem Wort nach oben bis über die Kragengrenze, und Jay kann den Blick nur schwer von diesem Nacken lösen, massiv und unerbittlich wie die Verhandlung selbst. Aber er hat es geschafft.

»Ich freue mich auf die Zusammenarbeit, Tom«, erwidert er, flüchtet sich ins schützende Du und lädt den Investor zur Eröffnungsparty des Büros ein, weil das seine Sprache ist, weil er dort die Kontrolle hat und nichts mehr will als der Kälte der weißen Wände und der zu tief regulierten Klimaanlage zu entrinnen.

Er muss noch versprechen, dass es Rum geben wird - »den guten Stoff, nicht das Zeug aus dem Supermarkt für die Cretins«, sagt der Adamsapfel -, dann willigt der Banker ein, mehr aus Höflichkeit denn aus Überzeugung, aber das ist egal. Er wird kommen, und das gibt Jay die Gelegenheit, mehr aus diesem Anfang zu machen.

Tom Buchanan ruft seine Frau an, als er den Deal abgeschlossen hat. Es ist eine alte Gewohnheit, ein Automatismus aus der Zeit, als sie noch frisch verheiratet waren. Er hat Daisy auf dem Handy angerufen, und sie hat sich Zeit genommen und seine neuesten Entscheidungen bewundert. Noch heute fühlt sich eine Investition erst dann endgültig richtig an, wenn er mit ihr darüber gesprochen hat.

Es dauert lange, bis Daisy abhebt – vermutlich hat sie an einem ihrer Bilder gearbeitet, hat Farbschicht auf Farbschicht nach einem Prinzip aufgetragen, das nicht einmal sie selbst versteht und das sie *intuitive creativity* nennt. Aber schließlich meldet sie sich, ihre Stimme, ihre Gedanken ganz bei ihm.

»Ich habe gerade in einen neuen Kerl investiert, zwölfeinhalb Millionen«, erzählt er ihr, und endlich ist da auch in ihm der wohlverdiente Stolz auf sein Gespür für Menschen und für das Geschäft. »Sein Name ist Jay Gatsby und er ist ein Idiot – aber ein vielversprechender.« Tom lacht, lacht sein Siegerlachen, wartet auf Daisys Antwort, ihre Bestätigung, die ihn in neue Höhen trägt.

Am anderen Ende der Leitung herrscht Schweigen. Keine Lobeshymnen, keine Freude. Dabei schweigt Daisy Buchanan nie.

»Ist alles in Ordnung bei dir?«, hakt er nach, auch wenn er die Antwort gar nicht hören will, eigentlich nur hören will, weshalb er sie angerufen hat.

»Natürlich, Liebster.« Da ist ein Hall in Daisys Stimme, der Tom vollkommen fremd ist, aber dann sagt sie, was sie sagen soll, und beide finden sich zurück in ihr Skript, flüchten irritiert in vertrautere Gesprächsgefülle: »Herzlichen Glückwunsch. Ich nehme an, er hat dich auf eine Party eingeladen?«

Und alles ist, wie es sein sollte: Daisy, die ihm den Rücken stärkt, Daisy, die der einzige Grund ist, warum er: »Ja«, zu

solchen Partys sagt, und Tom, der ihr Held ist und in ihrem Licht badet.

Manchmal braucht es nur wenige Augenblicke, damit die Welt eine andere wird. Ein Händedruck, ein unverbindlicher Satz, Lippenstiftränder an einem Glas, das einem anderen gehört, und die Ordnung der Dinge zerspringt.

Jay Gatsby weiß, was die Menschen erwarten. Auch wenn er nüchtern bleibt, schmeckt sein Champagner nach Versuchung, wirbeln weißer Staub und bläulicher Rauch durch die Geister der Menge, und die Dachterrasse des neuen Büros wird das Epizentrum der Veränderungen sein.

Tom Buchanan hat es sich an der extra aufgebauten Bar bequem gemacht, sein breiter Rücken Schutz vor der rastlosen Menge, und flirtet betrunken mit der Barkeeperin. Der Rum leuchtet golden im künstlichen Licht, und irgendwann bestellt er auch für sie. Sie nimmt ihr Glas mit und er folgt ihr hinein, in die Einsamkeit nicht ganz fertiger Büroräume. Sein Leben ist berechenbar geworden, doch jetzt, im Funken einer geteilten Zigarre, erinnert er sich, was es heißt, die Welt brennen zu sehen. Die Rauchmelder werden erst am Montag angeschaltet und bis dahin wird der Duft noch in den Räumen hängen.

Jay Gatsby schenkt Daisy Buchanan persönlich Champagner nach und lässt die Jahre, die zwischen ihnen liegen, mit den Bläschen in der Luft zerplatzen. Sie nimmt ihm die Flasche ab und er folgt ihr nach drinnen, an seinen Platz, der noch aussieht wie alle anderen. Die Vergangenheit, die zwischen ihnen stehen sollte, fällt von ihnen ab wie Asche im Wind.

Später sitzen Daisy, Tom und Jay zusammen, rauchen Zigarren und baden im sie umgebenden Strudel aus betrunkenen Angestellten und vagen Zukunftshoffnungen.

Sie sind das Zentrum des Orkans, dem die Barkeeperin stets neue Drinks serviert, ihre Nummer sicher in Toms Handy verwahrt.

Der Sonnenaufgang treibt auch die letzten verirrten Gestalten Richtung Bahn und Taxis. Gatsby verabschiedet sie formvollendet, einen etwas zu langen Blick Richtung Daisy geworfen, bis nur noch er und Jordan übrig sind. Sie mustert ihn mit amüsiertem Blick und zieht die rechte Braue hoch; seit einigen Tagen trägt sie dort ein Piercing.

»Was genau ist da eigentlich heute Abend passiert?«, fragt sie und mustert weiter den Fleck, an dem bis vor wenigen Minuten die Buchanans saßen.

Aber die Antwort ist zu lang für einen so müden Samstagvormittag.

»Ich kann nächstes Wochenende nicht arbeiten, ich bin auf eine Party eingeladen.« Myrtles Hände stecken bis zu den Ellenbogen im Spülbecken. Schaum legt sich als dünner Film über ihre Arme und wäscht den Schweiß eines müden Tages ab.

»Wer lädt dich denn auf eine Party ein?«, tönt es mürrisch von der Couch zurück. George schaut nicht von dem Tablet auf, das Myrtle nicht einmal sehen muss, um genau zu wissen, was er geöffnet hat: Ein Jobportal, auf dem er sich Stellen anschaut, auf die er sich letzten Endes doch nicht bewerben wird. Über die letzten Monate ist er berechenbar geworden.

»Das könnte eine ziemliche Chance sein«, erklärt sie, ohne ihm eine Antwort zu geben, die er sich nicht verdient hat.

»Vielleicht finde ich Investoren für eine deiner Ideen.«

Dass er nicht weiter protestiert, ist Antwort genug.

Myrtle starrt missmutig auf die Waschmaschine, in der ihre Uniform rattert. Ob das alles gewesen sein soll in ihrem

Leben, traut sie sich nicht mehr zu fragen. Aber seit einigen Tagen ist etwas anders.

Tom Buchanan ist nicht der erste Mann, der auf einem Event mit ihr schlafen wollte, aber der erste, bei dem sie es zugelassen hat. Mechanisch wischt der Lappen über die Teller, Tiefkühlpizza, Nudelpfanne, Kartoffelbrei, festgepappte Spuren eines vollen, aber hohlen Lebens. Ob es Mut oder Leichtsinn oder Verzweiflung war, kann sie noch immer nicht sagen. Aber es ist geschehen, und es wird wieder geschehen.

Tom hat ihr geschrieben und sie eingeladen, nicht auf eine Party, sondern zu einer Nacht in einem Hotel, in dem sie schon manchmal ausgeholfen hat. Sie hat die Menschen bewundert, die durch die Eingangshalle flanierten und dabei schrecklich unglücklich aussahen, das gleiche Unglück, das sie auch in Tom gesehen und das für einen kurzen Moment etwas in ihr berührt hat. Wie man so wenige Sorgen haben und trotzdem so unzufrieden sein kann, ist ihr völlig unbegreiflich. Sie weiß nur: Die Dinge sind, wie sie jetzt sind. Sie hat sich schon lange nicht mehr so lebendig gefühlt, und das gibt sie so schnell nicht wieder her.

Hinter ihr betritt George die Küche, seine Schritte schwer, pochend wie Kopfschmerz auf den Fliesen. Er tritt dicht hinter sie und legt die Hände um ihre Hüften und sie fragt sich, wieso sie seinen Geruch einmal anziehend gefunden hat. Heute wirkt alles an ihm nur noch billig und sie muss den Drang unterdrücken, von ihm abzurücken.

»Ich muss noch den Abwasch machen, und dann die Wäsche.« Früher hätte er ihr vielleicht geholfen. Jetzt löst er nur kommentarlos die Hände von ihr und verschwindet um die Ecke.

Sie schließt mit Schaumfingern die Küchentür hinter sich und macht Musik an, leise genug, dass George sie nicht hört. Weicher Jazz wird nur vom Klappern des Geschirrs übertönt,

wie tiefnachts im Hall der Flure eines Startupbüros. Das hört sie sonst nie, aber sie kommt sich damit gleich viel prachtvoller vor, und dieses Gefühl ist selten geworden in ihrem Leben.

»Ich sollte dir das eigentlich nicht erzählen.« Daisys sorgfältig geschminkte Wimpern klimpern ein wenig und Jordan kann sich des Eindrucks einer Puppe nicht erwehren, die ein kleines Kind gerade kräftig geschüttelt hat. Es fehlt nur das leise Klackern der Lider. »Aber ich muss mit jemandem darüber sprechen, der Jay kennt.«

Jordan kann auch einiges nicht fassen. Dass sie hier sitzt und Cocktails trinkt mit Daisy Buchanan. Dass diese tatsächlich ein barbierosa Kleid und weiße Highheels trägt. Und dass sie kichert – wirklich kichert, wie Frauen in romantischen Komödien kichern, die Jordan nur ironisch schauen kann. Und das schlimmste ist: Daisy Buchanan sieht gut dabei aus. Zu ihr passt, was nach Jordans Meinung zu keiner Frau passen sollte.

»Wie bitte?«, ringt sie sich mühsam ab, weiß nicht, was sie sonst sagen soll zu dieser Frau, mit der sie höchstens gemein hat, dass sie beide Mascara benutzen.

»Na, Jay und ich natürlich! Die Party, der Champagner ... und unglaublicher Sex auf seinem Schreibtisch.«

Jordan hustet. Ihr Aperol bleibt ihr in der Kehle hängen, brennt sich in ihren Hals wie die Worte – die Worte und die Schamlosigkeit, mit der Daisy sie ausgesprochen hat, beiläufig, als wäre nichts dabei, ihren Mann erst zu betrügen und einige Stunden später mit ihm nach Hause zu gehen, als sei nichts passiert.

»Sag nur nicht, du bist prüde.« Daisy rümpft die Nase und rührt mit dem Strohhalm in ihrem Aperol Spritz. »Mein Mann hat den ganzen Abend mit einer Hilfskraft geflirtet, und sieh

an: Einige Stunden später waren sie beide nirgendwo zu sehen. Das ist nicht das erste Mal. Tom erliegt manchmal der Versuchung, aber das hält nie lange. Und in der Zwischenzeit habe ich ebenfalls meinen Spaß.«

»Jay hat gesagt, ihr kennt euch von früher?« Jordan flüchtet sich in Fragen. Es ist das sicherste, Daisy reden zu lassen, sicherer als hier eine Meinung zu haben. Sie kennen sich erst wenige Stunden, doch Jordan fühlt sich klein neben Daisy Buchanan, unbedeutend und lächerlich. Das neue Piercing juckt.

»Wir sind zusammen aufgewachsen. Jay meinte damals, wir seien füreinander bestimmt, aber er war nicht der Mann, der er heute ist, und ich war nicht bereit, ihm zu geben, was er wollte. Aber das Wiedersehen kommt mir trotzdem gelegen.« Daisy leckt sich die Lippen, bringt mit ihren manikürten Nägeln das Glas zum Hallen.

»Und dein Mann, weiß er von eurer Vergangenheit?«

»Er weiß es, aber noch hat er nicht verstanden, dass Jay der Mann ist, von dem ich ihm erzählt habe. Er ist manchmal ein wenig langsam, weißt du?« Daisy lacht spöttisch, doch in ihren Augen blitzt hinter der jovialen Fassade ein Anflug von Zärtlichkeit auf, für den Mann, den sie gewählt hat, mit allen Schwächen, mit allen Konsequenzen. »Es wird ihn furchtbar eifersüchtig machen, wenn er es erkennt, und das bringt ihn zu mir zurück. Diese Kellnerin wird nur eine kurze Ablenkung gewesen sein.«

Daisy spricht noch viel an diesem Abend und Jordan hört zu, verbirgt ihre Fassungslosigkeit über diese Welt, in die sie hineingeschlittert ist, eine Welt, in der alle einander betrügen und dennoch zusammenhalten, eine Welt, in der Geld und Status so viel wichtiger sind als selbst in ihrer Familie, wo von beidem nie genug da war. Sie sind einander fremd, aber Daisy nimmt sie wie selbstverständlich auf – weil sie beide

Jay Gatsby kennen, und das ist im Leben von Daisy Buchanan Währung genug.

Irgendwann ist auch Jordan betrunken und Daisy bezahlt die Drinks, und irgendwann, irgendwie haben sie doch mehr gemeinsam, als Frauen, die sich ihren Weg gegen Widerstände bahnen, als Frauen in einer Welt, die ihnen Ebenbürtigkeit vorgaukelt und sie doch in die zweite Reihe abschiebt. Sie beide wehren sich dagegen, jede auf ihre Art, und irgendwann, irgendwie sind sie in Jordans Wohnung und Daisy blättert in Jordans Büchern und liest ihre Randnotizen, und irgendwann, irgendwie bricht ein neuer Tag an.

Jay ist meist der letzte im Gebäude. Er hat sein Einzelbüro aufgegeben und sitzt bei seinen Mitarbeitenden, hasst die Stille und die Einsamkeit zu sehr, um den Trennstrich zwischen sich und ihnen ziehen zu können.

Nur nachts, nachdem sein Team und er den Sonnenuntergang betrachtet haben, nachdem sie nach und nach in die Bars in Laufnähe oder nach Hause geflohen sind, schweift Jay Gatsbys Blick über die Spree, über das Leuchten, das Büros wie seines auf die Wellen werfen, auf das verlockende Funkeln der Möglichkeiten, die ein bisschen Code und viel Charisma hervorbringen können.

Gehört er dazu? Gehört er dazu, jetzt, wo er im Firmenregister steht, wo die Leute in den Fluren seinen Namen flüstern und sein Gesicht in der Zeitung den Wirtschaftsteil dominiert? Ist die Zeit gekommen, um auszuruhen, um sich zurückzulehnen, endlich einmal, nur für kurze Zeit?

Seit ein paar Tagen kann er nicht schlafen. Seine Wohnung ist nicht klein, aber im Vergleich zu den verglasten Fronten des Büros und den Schreibtischreihen, die sich im Duster verlieren, erscheint sie ihm eng, erstickt ihn fast. Die Wände

sind leer – Jordan hat sich darüber lustig gemacht, als sie das erste Mal vorbeikam, hat ihn Mann ohne Vergangenheit genannt und auf die Stellen gezeigt, die er mit Bildern füllen könnte. Er hat mitgelacht, aber die Frage hat sich festgefressen in ihm.

Es gibt Bilder: Schulfotos, Selfies, Partyschnappschüsse. Aber was davon gehört wirklich in sein Leben, was davon hat Bestand genug, um einen so dauerhaften Platz zu verdienen?

Lieber betritt er die Wohnung gar nicht mehr, streckt sich stattdessen auf einem der Sofas im Pausenbereich aus und lässt die Sommernacht vor seinen geöffneten Augen vorüberziehen.

In diesen Momenten ist sogar Daisy Buchanan ihm egal – Daisy, die sonst jeden seiner Gedanken beherrscht. Daisy, die ihn schon früher kannte, die ihn schon einmal zurückgestoßen und nun plötzlich nahtlos dort angeknüpft hat, wo sie vor Jahren aufgehört haben, damals, als sie plötzlich einen Ring am Finger trug und ihn abblitzen ließ, als hätte sie nichts verbunden. Umgeben von allem, was er erreicht hat, er allein, findet er für einen Moment Ruhe vor ihrem Lächeln, das ihn verfolgt, vor ihrem Wesen, das ihm so viel größer als er selbst erscheint.

Daisy ist all das, was ihn nach Berlin, was ihn zum Erfolg getrieben hat, um jeden Preis. Nie wieder, hat er sich damals gesagt. Nie wieder würde jemand ihn so bloßstellen. Nie wieder würde jemand Grund haben, sich gegen ihn zu entscheiden. Und so ist es geworden. Er hat alles erreicht, was er sich nur wünschen kann – aber der Diamantring an Daisys Finger bleibt als Erinnerung bei ihm, als Kratzer auf seinem Rücken von ihrem letzten Treffen.

Alles, ja, vielleicht. Und dennoch nie genug.

»Vergiss es. Ich werde mich nicht bei jedem unserer Treffen in einem Hotelzimmer verstecken.« Myrtle zischt in ihr Telefon, beäugt wachsam die Badezimmertür und gräbt die Zehen in die Duschmatte. »Wenn du dich weiter mit mir treffen willst, wirst du zu mir stehen müssen – auch in der Öffentlichkeit.«

Sie kann Tom praktisch vor sich sehen, Tom, von dessen Größe und Kraft sie sich zunächst hat täuschen lassen. Er sieht aus, als könnte nichts in der Welt ihm etwas anhaben, unverbrüchlich wie ein Fels, wie ein Beschützer aus den Märchen ihrer Kindheit.

Myrtle jedoch hat ihn anders kennengelernt. Sie hat gesehen, wie sein Blick ins Wanken gerät, wenn sie euphorisch ist oder wütend oder zärtlich, wenn sie ihm direkt sagt, was sie will. Sie hat seine Fassade bröckeln sehen, wieder und wieder, wenn er ihr jeden Wunsch von den Lippen abgelesen hat, wenn sie nicht genug gelächelt hat, nicht zufrieden war. Sie hat seine Sehnsucht gesehen, noch mehr zu tun, noch besser zu sein, und wenn sie ganz ehrlich ist, hat sie sie manchmal schon ausgenutzt.

Eigentlich ist er nicht viel anders als George.

Sie hat immer noch nicht ganz begriffen, welche Macht sie über Tom hat. Noch immer zögert sie, glaubt nicht, dass er ihren Forderungen blindlings folgt, und wird jedes Mal aufs Neue überrascht, wenn er einknickt, fast froh wirkt darüber, nicht seinem eigenen Willen, seinen eigenen Entscheidungen folgen zu müssen.

»Was erwartest du von mir?« Toms Stimme klingt flach, und es ist das erste Mal, seit sie ihn kennt, dass er wirklich versucht, Widerstand aufzubauen. Es ist auch das erste Mal, dass er wirklich etwas riskiert.

Aber da ist noch etwas, in seinem Gesicht in dem Video, etwas, das ihr so vertraut ist wie nichts an ihm sonst. Da ist Erregung, und das bringt etwas in ihr zum Klingen, eine

Saite, die nur im Takt des Verbotenen spielt und deren Widerhall selbst George langsam zu bemerken scheint. Aber in diesem Moment ist das egal.

»Du wirst mir ein Kleid kaufen, und Schuhe, und eine Tasche dazu. Etwas, das beinahe skandalös ist – aber stilvoll. Wir treffen uns im Hotel, aber von da aus nimmst du mich mit und zeigst mir deine Welt.« Ein Grinsen schleicht sich in ihr Gesicht, doch sie hält ihren eigenen Übermut mit Mühe zurück. »Und wenn ich den Abend für gut befinde, wird es sich für dich lohnen.« Sie leckt sich die Lippen, halb unbewusst, halb für die Kamera, die sie sich dicht vors Gesicht hält.

Ein kleines Zittern erfasst ihn, vielleicht auch nur ein Wackeln der Kamera, und seine Stimme ist flach, als sein Widerspruch unter dem Bildersturm in seinen Gedanken zusammenbricht. »Also gut.« Ohne ein weiteres Wort legt er auf.

George fragt nicht einmal mehr, wohin sie geht. Anfangs hat sie noch ihre Kellnerinnenuniform angezogen, nur zum Schein, doch das hat sie schnell aufgegeben. Es scheint ihn nicht zu interessieren, solange er nur noch ein wenig weiter seinen zerplatzten Träumen nachhängen kann, den unausgereiften Ideen, die sich auf ausgefransten Zetteln auf ihrem Esstisch stapeln.

Während sie sich fertigmacht, durchzuckt sie ein kurzer Stich der Schuld. Sie weiß nicht, ob sie ihn noch liebt, diesen Trottel, aber irgendwann einmal hat sie es getan, und das aus gutem Grund. Eigentlich ist sie dankbar, dass er da ist, auch wenn er keine Fragen stellt. George auf ihrem Sofa, George in ihrem Bett, George, der sonst kaum einen Finger rührt, aber ihr jeden Morgen Kaffee ans Bett bringt – das ist die eine Konstante in ihrem Leben, seit Tom Buchanan ihm einen Stoß verpasst und alles ins Trudeln gebracht hat.

Tom hat ihr Geld zugesteckt, manchmal, und sie hat einen Teil davon zurückgelegt. Vielleicht erzählt sie George zumindest davon, vielleicht lässt sie ihn teilhaben an dem Stückchen besseres Leben, das plötzlich über sie hereingebrochen ist und von dem sie einmal gemeinsam geträumt haben.

Sie wirft einen Blick Richtung Wohnzimmer, wo George – Bierflasche in der Hand, hochgelegte Füße, hohler Blick – auf der Couch sitzt. Der Moment zerplatzt wie eine Seifenblase, sein Schillern unwiederbringlich verloren.

Jay schläft immer weniger, findet keine Ruhe mehr, weder im Büro noch in den Straßen Berlins. Nur von Menschen umgeben wirkt er weniger getrieben, scheint für einen Moment atmen, sprechen, sein zu können. Vor allem Daisy lädt er zu den Partys ein, auf die seine Rastlosigkeit ihn treibt, und auch Jordan, falls Daisy sich wieder einmal von ihm distanziert, nur um ein paar Tage später wieder an seiner Seite aufzutauchen. Er ist ein Getriebener: Die Firma, die nicht so schnell anläuft wie sie sollte und die zweite Finanzierungsrunde unsicher macht, seine Sehnsucht nach Daisy, die sorgfältig konstruierte Fassade, hinter der er Zuflucht gefunden hat und die er nicht einmal vor Daisy oder Jordan fallen lassen kann. Aber zumindest Jordan hält ihm die Treue, lässt sich mitziehen und ist sein Anker, wenn alles ihn zu erdrücken droht. Ob sie das ahnt, weiß er nicht, aber auch heute wird sie auf ihn warten, verlässlich und noch immer nicht ganz an den Rhythmus Berlins gewöhnt, pünktlich auf die Minute.

Daisy trifft ihn immer seltener, lebt mehr in der Gegenwart als in der Vergangenheit. Sie vermisst die Vertrautheit Toms, spürt die Distanz zwischen zwischen ihnen, die noch nie so lange angehalten hat. Sie hat die vertrauten Pfade gewählt:

Sie hat sich distanziert und geheimnisvoll und verführerisch gegeben, und wenn das nicht half, konnte schon die Andeutung einer Affäre ihrerseits Toms Eifersucht wecken und ihn zurück zu ihr treiben. Aber diesmal ist etwas anders. Tom ist abgelenkt und bisher hat er entweder nicht begriffen oder sich nicht dafür interessiert, was sie in der Zwischenzeit mit Jay Gatsby getrieben hat. Also hat sie beschlossen, ihn mitzunehmen, als wieder einmal eine Einladung von Jay auf ihrem Handy aufplopt, und einen Plan geschmiedet, denn gegen ihren Willen kommt Tom Buchanan noch immer nicht an. Aber er hat Myrtle ebenfalls eingeladen, und so sitzen Tom und sie in frostiges Schweigen gehüllt auf den Rücksitzen eines Taxis und lassen sich durch Kreuzberg fahren. Nur Daisys Fingernägel trommeln einen unstillen Rhythmus auf dem Türgriff.

Myrtle hat schon getrunken, bevor sie sich für die Party aufgetakelt hat. Ein wenig schwankt sie, als sie die Bahn betritt, und noch mehr, als sie eine halbe Stunde später aussteigt. Sie hätte nicht erwartet, Daisy Buchanan so bald gegenüberzustehen. Aber Tom kommt weder gegen Daisys noch gegen Myrtles Willen an, und so wird sie sich heute Abend beiden Buchanans gegenüber behaupten müssen. Aber von der Party, wo sie Tom kennengelernt hat, ist sie sich einer Sache ganz sicher: Sie ist all das, was Daisy nicht ist, nicht sein kann – Daisy, die zu perfekt ist, um aufbrausend zu werden oder fordernd oder eifersüchtig. Das hat sie Daisy voraus.

Der Vollmond verblasst hinter den schwirrenden Lichtern Berlins, als die Gruppe zusammentrifft, und die Einzige, die aussieht, als wolle sie wirklich da sein, ist Myrtle, die allen um den Hals fällt, bevor sie es sich anders überlegen kann. Sie hakt sich bei Tom und Gatsby ein, hüllt sie in eine Fahne aus billigem Fusel und ihre Stimme hallt viel zu laut durch den Hinterhof, den sie kurz darauf betreten. Der Club

versteckt sich in einem Keller hinter schweren Türen und Tom muss dem Türsteher einen extra Schein zuschieben, damit auch Myrtle sie begleiten darf – zu schrill, zu bemüht, zu künstlich wirkt sie, und als Jordan in diesem Moment zu Daisy schaut, weiß sie, dass sie alle sich geirrt haben. Daisy Buchanan kann doch wütend sein, eine kalte, berechnende Wut, von der Jordan sich nicht sicher ist, ob sie jemals im Leben etwas so intensiv gefühlt hat.

Die Musik rettet sie davor, miteinander sprechen zu müssen. Die Welt erbebt im Rhythmus, den der DJ vorgibt. Jordan und Myrtle sind die ersten, die dem nachgeben und sich in die Menge stürzen. Schwitzige Körper schieben die Gruppe enger zusammen, schließen sie ein in einen Kokon aus Beats und Bewegung, zwingen sie immer enger zueinander, Tom mit Daisy und Myrtle, die sich dicht an ihn drängen, Gatsby mit gehetztem Blick und irgendwo dazwischen Jordan, die den Ausgang aus den Augen verloren hat.

Daisy tanzt zuerst mit Jay, zieht ihn mit allen Mitteln in ihren Bann. Nur ihretwegen trinkt er an diesem Abend, und als er einmal begonnen hat, kann er nicht mehr aufhören. Er klammert sich wie ein Verdurstender, der jeden Halt verloren hat, an der Bar fest. Manchmal strandet Tom neben ihm, den Blick flackernd zwischen Daisy und Myrtle, und kippt Rum und Whiskey und alles, was stark ist, in sich hinein, ohne etwas zu schmecken.

Daisy tanzt eng umschlungen mit allen aus der Gruppe, ohne jedoch den Blick von Tom zu lösen, spendiert Runde um Runde Drinks, und einmal verfängt sich das flackernde Licht in einem Plastiktütchen zwischen ihren Fingern, deren Inhalt sie in den Shots verteilt. Als sie Myrtle von der Bar weg und dicht an sich zieht, stürzt Tom Richtung Toilette, um sich zu übergeben.

Myrtle braucht keine Pausen. Sie stürzt sich ins Getümmel, endlos lebendig, sonnt sich darin, Teil dieses Kosmos zu sein. Sie ist zu betrunken, um zu spüren, dass Nähe keine Freundschaft ist, ganz besonders nicht die Nähe von Daisy Buchanan.

Die beiden tanzen noch immer miteinander, als Tom zurückkommt, sich schwankend zwischen Jay und Jordan schiebt und matt in Richtung der Frauen starrt. Als Daisy ihn bemerkt, lässt sie Myrtle einfach stehen, die sich unbeirrbar weiter um die eigene Achse dreht, und zieht Jay erneut auf die Tanzfläche, mit einem karamellsüßen Lächeln in Richtung ihres Mannes. Er schmeckt den verbrannt-bitteren Zucker fast auf der Zunge.

Jordan will gehen, aber etwas fesselt sie hier, an diesen Ort, an diese Menschen, die nichts gemein mit ihr haben und die sie dennoch beneidet. Daisy fängt ihren Blick auf und zwinkert ihr zu, als sie Gatsby den Rücken zudreht und er die Hände an ihre Hüften legt. Dann wandert ihr Blick zurück zu Tom und lässt ihn nicht noch einmal los. Jordan kann förmlich beobachten, wie die Erkenntnis langsam durch Toms benebelten Verstand dringt. Aber er tut nichts und Myrtle drängt sich auf seinen Schoß, ohne dass er sie aufhält, und auch er kauft ihr noch einen Drink und noch einen und immer mehr. Die Nacht ist ein Fass ohne Boden.

Die Sonne verirrt sich schon halb über den Horizont, als sie Arm in Arm aus dem Club torkeln. Fünf Gestalten, die nichts verbindet außer die Tatsache, dass sie miteinander hergekommen sind. Fünf Gestalten, die das Leben zusammengewürfelt hat, für diesen einen Moment, und die in der stroboskopischen Musik vergessen haben, dass sie sich hassen könnten. Für diesen kurzen Moment geben sie

einander Halt, als sie Richtung Straße wanken, zu selbstvergessen, um sich an das zu erinnern, was sie trennt.

Jays Haar fällt ihm ins Gesicht, wirre Strähnen, unter denen sein übliches Lächeln in sich zusammenfällt. Sein Anker ist Daisy Buchanan, Glitzer in konzentrischen Kreisen um ihre Augen verschmiert, die hochhackigen Schuhe in der Hand und sich barfuß über den Asphalt tastend. Myrtle hängt fast schlaff zwischen ihr und Tom, die zu rot geschminkten Lippen abgetragen von der Nacht, einen klaffenden Riss überm Knie ihrer Stockings. Tom dagegen ist zum mechanischen Mann geworden, den Blick stumpf nach vorn gerichtet, Schritt um Schritt das Tempo der Gruppe vorgehend. Jordan pendelt zwischen ihnen, ruhelos, vor und zurück, hin und her, hakt sich mal hier, mal dort unter und versucht, sich Locken nach hinten zu streichen, die nur in ihrer Erinnerung existieren.

Ein Backshop wirft ihnen den Duft von billigem Café und Croissants entgegen und sie geben nach. Tom bestellt Kaffee für sie alle, während die Verkäuferin sie misstrauisch mustert. Das Rattern der Kaffeemaschine ist genug, um die Grenzen wieder aufzustellen.

Nur Jay Gatsby bemerkt davon nichts. Seine Welt ist in Schieflage geraten, schiebt sich Schicht um Schicht immer enger auf ihn zu und droht, ihn zu zerquetschen. Er lässt Daisy nicht los, weigert sich, seine Hand von ihr zu lösen, bis sie sich selbst aus dem Griff windet und auf einen Plastikstuhl in der Ecke des Ladens sinken lässt, die Finger um ihren heißen Pappbecher gelegt.

Der Rest folgt ihr und das letzte bisschen Moment, das sie verbunden hat, verfliegt mit der blechernen Stimme eines türkischen Sängers, die die Verkäuferin leiser dreht.

»Meine Wohnung steht dir jederzeit offen, das weißt du.« Es ist Jay, der die Stille durchbricht, den Blick fest auf Daisy gerichtet, und die Abgründe zwischen ihnen brechen weiter auf, scheinen sich durch den Fliesenboden zu fressen und

sich für einen Moment zwischen ihnen zu öffnen, sichtbar für die ganze Welt.

Daisy zieht nur eine Augenbraue hoch. »Was will ich denn bitte mit deiner Wohnung? Ich habe ein Zuhause und alles, was ich brauche.« Sie nippt an ihrem Kaffee, hebt den Becher vors Gesicht und vor ihren Blick, der völlig frei von Wärme bleibt.

»Nach allem, was passiert ist?« Jay weiß selbst nicht so recht, was geschehen ist, aber etwas ist geschehen, muss geschehen sein. Nach einer solchen Nacht muss die Welt eine andere werden.

Daisy lehnt sich nach hinten, entzieht sich seiner Reichweite, wendet sich stattdessen Tom zu. »Es wird Zeit, nach Hause zu gehen.«

Myrtle regt sich plötzlich, flackernde Augenlider, kurzer wacher Blick. Doch kein Wort kommt über ihre Lippen, nur eine Anspannung überfällt sie, ein Schaudern, als würde der Abgrund, an dessen Rand sie entlangbalanciert ist, sie jeden Moment verschlingen können. Tom wendet sich ihr zu, doch bevor er etwas tun kann, sackt sie erneut in sich zusammen, die Augenlider geschlossen.

»Tu doch nicht so, als würde er dir irgendetwas bedeuten!« Ein Jay Gatsby verliert nie die Kontrolle. Ein Jay Gatsby schreit nicht, drängt nicht, bittelt nicht. Und doch, in diesem Moment, in diesem einen Moment tut er es, durchdringt die Schüchternheit des Ladens, bäumt sich auf gegen all das, was er nicht akzeptieren kann. »Er ist dir doch völlig egal, aber ich bin es nicht.« Sein Rücken juckt, juckt unerträglich in Erinnerung an ihre Wiedersehen. Der Stuhl scharrt schrill über den Boden, als Jay sich aufrichtet, sich ungelenkt über den Tisch zu Daisy beugt und dabei Kaffee auf seinen Händen verschüttet, aber der Schmerz ist nichts, nichts im Vergleich zu dem Tumult in seinem Inneren.

Aber nicht Daisy antwortet ihm, sie begegnet nur unberührt seinem Blick. Es ist Tom, von plötzlicher Erkenntnis ernüchtert.

»Sag nicht, er ist der jämmerliche Typ, mit dem du vor mir etwas hattest? Der, der sich nicht einmal einen Ring leisten konnte, dir aber trotzdem alle paar Tage einen Antrag gemacht hat?«

Hohn frisst sich durch sein Lächeln, als Daisy nickt, dann steht er ebenfalls auf, überragt Gatsby, thront über ihm in aller Überlegenheit, die ihn in diesem Moment durchflutet.

»Ich lebe von verzweifelten Menschen wie dir, von deinem Hunger, etwas Besseres sein zu wollen. Ich mache Geld damit, aber Typen wie du werden nie wirklich etwas erreichen. Du wirst nie sein wie wir, und du wirst nie genug für eine Frau wie Daisy sein.«

Myrtle verblasst in seinen Gedanken, bedeutungslos gegenüber mehreren Jahren Ehe, Gemeinschaft, bedeutungslos gegenüber dem wortlosen Verständnis, den Fäden, die ihn und Daisy aneinander binden. Es ist ein Moment der Klarheit, der seinen Geist überwältigt und ihn selbst regungslos zurücklässt.

Gatsby ringt nach Worten, ringt mit zitternden, kaffeeverengten Händen nach Worten, die nicht kommen, rührt sich nicht von der Stelle, weicht nicht zurück, öffnet den Mund und schließt ihn wieder, ohne Ergebnis.

Es ist Tom, der weiterspricht, viel zu laut, mit donnernder Stimme. »Ich werde dir sagen, was jetzt geschieht: Du wirst gehen und ein letztes Mal dein Büro besuchen, denn von mir wirst du keinen weiteren Cent mehr sehen, und alles, was du so mühsam aufgebaut hast, wird zu Staub zerfallen. Und dann wirst du aus dieser Stadt verschwinden und in das Drecksloch zurückkriechen, aus dem du gekommen bist.«

Ein letztes Mal sucht Jay den Blick von Daisy, ein letztes Mal sucht er Halt in dem Menschen, von dem er glaubte,

verstanden zu werden, aber er prallt an ihrer Fassade ab, an ihrer Makellosigkeit, die sie wie eine Wand zwischen sich und Gatsby aufbaut. Er muss sie durchbrechen, muss durchdringen zu dem einzigen Halt, der ihm geblieben ist, also schlägt er zu, ohne echte Kraft und Kontrolle, und dennoch trifft er Daisy mitten ins Gesicht.

Tom steht noch immer wie gelähmt von seiner eigenen Größe und Jordan kreischt auf, als er, der, der immer die Kontrolle hatte, plötzlich wieder und wieder über den Tisch hinweg mit den Fäusten auf Daisy Buchanan einschlägt, an ihren Haaren zerrt, ihr das perfekte Lächeln aus dem Gesicht meißelt mit reiner Verzweiflung.

Tom rührt sich noch immer nicht, glaubt, allein mit seinem Blick Gatsby Einhalt gebieten zu können. Jordan versucht, Jay aufzuhalten, doch die Welt dreht sich und gegen den Ansturm seiner Wut kommt sie nicht an. Die Verkäuferin will ihr zu Hilfe eilen, kreidebleich unter sorgfältigem Makeup, aber auch gemeinsam können sie Jay nicht kontrollieren.

Bis ein Geräusch sie alle innehalten lässt. Ein Röcheln zuerst, nicht laut, aber durchdringend. Dann ein Würgen, erst leise, dann lauter, und Myrtle sackt mit einem dumpfen Aufprall von ihrem Stuhl, sackt zu Boden, kotzt, röchelt, macht ein Geräusch, das vielleicht ein Aufschrei gewesen wäre, aber dafür zu rau ist, zu guttural. Ihr Körper schüttelt sich, krampft, Laute aus ihrer Kehle, die nicht zu beschreiben sind. Dann Stille. Alles fällt in sich zusammen, nur der Sänger singt unbeirrt weiter von der Liebe seines Lebens.

»Was ist passiert?« Toms Stimme, hohl, findet keine Kraft in seinem Körper.

Daisy rührt sich als erste und kniet sich neben Myrtle, tastet nach Atem, nach Herzschlag, aber da ist nichts. »Das wollte ich nicht«, flüstert sie, und erst jetzt sieht sie wirklich geschlagen aus.

»Ich hatte damit nichts zu tun.« Jordan weiß selbst nicht, an wen sie die Worte richtet, mehr an sich selbst als an andere, dann noch einmal, plötzlich hellwach und in der Realität verankert und an die Verkäuferin gerichtet: »Wir hatten damit nichts zu tun.«

Die Frau schüttelt den Kopf, weicht zurück, tastet nach ihrem Handy und lässt es fallen und wagt es nicht, sich danach zu bücken.

Jordan dreht sich zu Tom um, doch er starrt ins Nichts, nicht zu Myrtle, nicht zu seiner schluchzenden Frau, nicht zu dem Tütchen, das Daisys zitternde Finger in Myrtles Ausschnitt schieben und an dessen Rändern noch Pulver klebt.

»Wir haben Geld. Wir werden gehen und wir waren nie hier. Sag, was du haben willst. Sie ist alleine hergekommen und alleine gestorben.« Jordan weiß selbst nicht, woher die Worte kommen, weiß selbst nicht, ob sie das gerade wirklich gesagt hat. Aber es ist ausgesprochen, und Gesagtes lässt sich nicht zurücknehmen.

Es ist Daisy, die alles regelt, auch wenn sie zittert, auch wenn Tränen über ihre Wangen und Blut aus ihrer Nase laufen und den Glitter ertränken.

Wenige Minuten später laufen sie die Straße entlang, hastig, einander Halt gebend, und lassen Myrtle liegen, das Gesicht auf dem kalten Fliesenboden Richtung Sonnenaufgang gewandt.

Sie werden alles besprechen an diesem Morgen, ihre Geschichten aufeinander abstimmen, falls die Verkäuferin sich doch nicht an die Abmachung hält oder jemand anderes ihnen auf die Schliche kommt. Dann werden sie Schweigen schwören und die Ränge schließen. Gatsbys Firma erhält ihre Finanzierung und gewinnt endlich an Fahrt, Daisy und Tom führen eine glückliche Ehe und Jordans Locken wachsen schnell nach, schnell genug, um einen neuen Job

anzutreten, dann eine neue Wohnung zu finden, und endlich anzukommen. Sie sprechen nie wieder miteinander, halten die Distanz, dröseln nach und nach die Spinnenfäden aus Freundschaft und Bekanntschaft und Business auf, bis keine Verbindung mehr zwischen ihnen besteht.

Ich bin zurück in das Restaurant gegangen, wo alles begonnen hat, um die letzten Zeilen zu schreiben, und dort habe ich den Mann wiedergesehen, den ich Jay Gatsby nenne. Er saß mit einer Frau zusammen, blond und schlank und selbstbewusst, aber mit Sneakern statt High Heels und einem warmen Unterton in ihrem Wesen. Er hat mich nicht wiedererkannt und ich habe ihn nicht angesprochen, aber mich so gesetzt, dass ich ihn unauffällig beobachten konnte. In dem Sommer, in dem ich ihn kannte, habe ich ihn nie so entspannt gesehen.

Ich habe überlegt, mir ein Bild von der wahren Daisy Buchanan zu kaufen, vielleicht als Herausforderung an das Schicksal. Ich bin sogar für eine Vernissage in der Galerie gewesen, die sie vertritt, und habe Tom und Daisy an der Bar gesehen. Sie haben sich nicht verändert. Und eigentlich sind Daisys Bilder einfach nur schrecklich, hohl und leer und unbegreiflich für mich.

Der Sommer mit ihnen hat mich verändert, mich zu einem besseren Menschen gemacht. Ich habe begriffen, dass ich zu mir stehen muss, dass diese Spiele mir fremd sind und fremd bleiben sollten. Ich trage keine Piercings mehr und lasse mir weiter die Locken wachsen, länger und immer länger. Ich muss mich nicht dafür schämen, wer ich bin.

Beim Schreiben ist mir aufgegangen, dass ich Myrtles echten Namen vergessen habe. Sie hat sich nicht vorgestellt an dem Abend der Party, und darüber hinaus hatten wir nie

direkt miteinander zu tun. Ich kann mich nicht einmal mehr an ihr Gesicht erinnern.

Vielleicht wird irgendwann jemand diese Geschichte lesen und die Fakten zusammensetzen. Alles aufzuschreiben ist mein Abschied von Berlin. Ich will die letzten Spinnweben, die wenigen Fäden, die uns noch verbinden, durchtrennen, auch wenn es vielleicht gar keine Spinne gibt, die noch immer auf uns lauert, niemanden, der uns je zur Rechenschaft ziehen wird. Der Altweibersommer ist vorbei und mit ihm habe ich das Geschehene und das Getane abgestreift.

War der Preis für eine zweite Chance zu hoch? Vielleicht. Aber wer würde sie nicht ergreifen?